

Die Bibel als Krisenbuch und unsere Hoffnung

Die unvertretbare Verantwortung des Menschen als Bild Gottes in Zeiten von Corona

Der Autor

Prof. Dr. Erwin Dirscherl ist Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg.

In diesen Zeiten von Corona ist vieles anders als zuvor. Das Leben wirkt wie eingefroren und jetzt, wenn der Winter kommt, wird es noch frostiger, wenn uns die spürbare menschliche Wärme und Nähe lieber Menschen fehlen. *Social distancing* ist eine Provokation für uns, denn wir sind als Menschen doch soziale Wesen, und wir sehnen uns nach der realen, körperlichen Nähe unserer Angehörigen und unserer Freundinnen und Freunde. Auch wenn wir einsehen, dass es darum geht Menschen zu schützen und Leben zu retten, vor allem das Leben der Schwächeren, so sind wir oft im Zwiespalt, und wir stellen uns Fragen. Ist das alles wirklich so schlimm? Müssen diese Maßnahmen wirklich alle sein? Kann ich es nicht doch riskieren, die Oma oder einen Freund zu besuchen? Oder ist mir das alles egal? Geht mir das alles nicht letztlich auf die Nerven?

Es tauchen vermehrt Fragen in uns auf, denn in Krisenzeiten wird unser Leben noch fraglicher und fragiler als es ohnehin schon ist, auch wenn wir das oft und gekonnt verdrängen und uns auf einer Insel der Seligen wähnen. Unser Leben wird auf empfindliche Weise unterbrochen und gestört, jedenfalls dann, wenn man sich daran gewöhnt hat, krisenfrei leben zu können in einer Gesellschaft wie in Deutschland, in der es den meisten gut geht, wo Wohlstand herrscht und weitgehende Sicherheit, wo vielen alle Möglichkeiten offenstehen. Und jetzt?

Plötzlich entdecken wir es wieder: Die Bibel ist ein Krisenbuch. Da geht beileibe nicht alles glatt und gut. Schon die Kontraste zu Beginn, wenn in Gen 1 von der guten Schöpfung erzählt wird und kurz danach die Gartenerzählung auf die Folgen überzogener menschlicher Autonomie und auf die Ambivalenz der Freiheit hinweist, wenn der Brudermord geschieht und dann nach der Sintflut Gott seinen unkündbaren Bund mit Noah und der ganzen Welt schließt – das alles zeigt uns die ganze Dramatik des Lebens. Und Jesus geht es nicht besser, auch er muss sich der Fragilität und Todesbedrohtheit des menschlichen Lebens aussetzen, und auch er stellt angesichts seines bevorstehenden Todes drängende Fragen: Warum, wozu geschieht das alles? Bislang waren solche Krisengeschichten für manchen allzu abstrakt: Das betrifft uns ja nicht, mir geht es ja soweit gut. Nun gehen uns diese Geschichten anders unter die Haut, weil wir der Krise ausgeliefert sind, weil wir in ihr leben und weil es keinen Rückzugsort auf der ganzen Welt gibt, wo wir ihr ausweichen könnten. Wir sind der Situation gegenüber ausgesetzt, exponiert. Wir spüren eine Passivität, die für den jüdischen Philosophen Emmanuel Levinas bedeutet, dass wir etwas erleiden, dem wir uns nicht entziehen können. Ich muss mich einer Situation stellen, die ich mir nicht ausgesucht habe. Was passiert mit uns in dieser Zeit?

Wir spüren, wie wahr der Satz von Karl Rahner ist: Alle Menschen „wohnen [...] in dem einen selben Leib, der die Welt ist.“¹ Somit bedeutet die Rede von der einen Welt, in der wir leben, nicht einen

1) Rahner, Karl: Der Leib in der Heilsordnung. In: ders.: Schriften zur Theologie XII, S. 407–427, hier S. 426.

Corona, das Humanitäre und das Humane

Der Autor

Prof. Dr. Jan Söffner hat den Lehrstuhl für Kulturtheorie und Kulturanalyse an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen inne, wo er auch als Vizepräsident für Lehre und Didaktik fungiert. Er ist promovierter Italianist, habilitierter Komparatist und schreibt bisweilen für die Neue Zürcher Zeitung.

Beginnen wir mit einem Gedankenexperiment: Was wäre geschehen, wenn die Corona-Pandemie schon im Mittelalter über die Seidenstraße nach Europa eingeschleppt worden wäre? Kliniken hätte es nicht gegeben. Ärzte wären nur dann gerufen worden, wenn wohlhabende Patientinnen oder Patienten im Sterben gelegen hätten. Die Mediziner hätten in der Krankheit nichts anderes sehen können als bereits bekannte Erkältungskrankheiten; sie hätten versucht, das Gleichgewicht der körperlichen Säfte, Geister und Kräfte wiederherzustellen. Viele, sehr viele Menschen wären umgekommen. Allein: Das sonstige Leben wäre unverändert weitergegangen. In den Chroniken hätte man vermutlich von einem schlechten Jahr mit vielen Kranken und Toten gesprochen – vielleicht auch nicht. Die Epidemie wäre als solche kaum zum Thema geworden.

Seither hat sich vieles geändert, unzählige Menschen lassen sich durch moderne Medizin und kluge Prophylaxe retten. Die Pandemie ist virologisch präzise beschrieben, und sie wird nach epidemiologischen Prinzipien erstaunlich gut eingedämmt (auch wenn verschiedene Länder mit unterschiedlichem Erfolg vorgehen und es an den verschiedenen Maßnahmen im Einzelnen immer wieder Kritik gibt). Doch macht der Vergleich mit dem Mittelalter auch eine andere Seite der Corona-Pandemie klar. Denn während wir so gut darin geworden sind, einzelne Organismen vor der Pandemie zu retten, ist die Frage, ob wir auch das sonstige Leben ähnlich gut zu retten in der Lage waren, alles andere als eindeutig zu beantworten.

Was aber ist das *sonstige Leben*? Um nicht gleich in Platitüden zu verfallen wie diejenige, dass ohne das Leben der Organismen auch alles andere am Leben unmöglich sei, hilft es, zunächst beim Epidemischen selbst zu bleiben und – wie der Philosoph Heiner Mühlmann es in seinem neuen Buch: *Die Läsion* tun wird – den viralen Befall breiter zu untersuchen: Eine Epidemie befällt schließlich, wie der Name schon sagt, nicht

einzelne Menschen, sondern eine Bevölkerung (griechisch *Demos*). Anders gesagt: Ein Virus, das von der Evolution nur den Organismen angepasst wäre, hätte kaum eine Überlebenschance: Um effizient zu sein, muss es in seinen Ansteckungsarten nicht nur an die Organismen, sondern auch an die Lebensweise der Wirte angepasst sein – und d. h. beim menschlichen Wirt an dessen Art, anderen Menschen zu begegnen. Um dies zu können, nutzt es nicht allein die molekulare Beschaffenheit der Einzelkörper, sondern auch Hausgemeinschaften, Freundschaften, Liebschaften, Handel, Rituale usw. zur eigenen Verbreitung; und indem das Corona-Virus schon vor jeder Symptomatik ansteckend ist sowie teilweise gänzlich asymptomatisch bleibt, umgeht es z. B. spontane Schutzmaßnahmen wie das Ausweichen vor Kranken. Insofern ist es gar nicht allzu metaphorisch zu sagen, dass ein Virus nicht nur Organismen, sondern auch Kulturen und Gesellschaften befällt, und dass also nicht nur das organische, sondern auch das kulturelle Leben von einem Virus befallen wird.

Metaphorisch wird es erst, wenn man auch von einer kulturellen

Corona-Pandemie

Auswirkungen von Distanz und Nähe auf die Psyche von Kindern und Jugendlichen

Die Autorin

Anja Karlmeier ist Diplompsychologin und Leiterin der Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und Eltern der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel.

Nähe und Distanz sind gleichermaßen bedeutsam für eine gesunde psychische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, ebenso wie für ein ausgeglichenes Leben als Erwachsene.

Von Anbeginn an erleben wir uns als Wesen in der uns umgebenden Umwelt, die uns und unser (Über-)Leben mehr oder weniger begünstigt. Als menschliche Wesen gehören wir zu den Lebewesen, die existenziell auf die sie umgebende unterstützende soziale Umgebung angewiesen sind. Insbesondere in unseren ersten Lebensjahren sind fürsorgliche und versorgende Mitmenschen unersetzlich. Ihre Nähe, Verbundenheit und Verlässlichkeit stillen nicht nur Hunger und Durst, sondern helfen dem Säugling und Kleinkind seine eigenen – auch emotionalen – Regulationsfähigkeiten zu entwickeln. Eltern und Bezugspersonen sind da, wenn sie gebraucht werden, und sie beruhigen, wann immer Stress aufkommt. Sie vermitteln Sicherheit und Zutrauen auf die Welt zuzugehen – auch dann, wenn Neues zunächst Angst macht. Später fördern sie die Selbstständigkeitsentwicklung des Kindes, die Ausweitung seines Kontaktes über die engsten Bezugspersonen hinaus und sind gleichzeitig Garant für eine sichere Bindung des Kindes. Sicher gebunden, erlaubt die zunächst sehr große, auch körperliche Nähe zwischen Kindern und ihren engsten Bezugspersonen zunehmend Lösung und Distanz voneinander, da die jungen Menschen Bindungsfähigkeit, Selbstvertrauen und Stressregulation internalisiert haben – also in sich und aus sich selbst heraus entwickelt haben. Im Wechselspiel

zwischen Nähe und Distanz bilden und formen sich im Verlauf von Kindheit und Jugend psychosomatische Selbstregulationsfähigkeiten und Resilienz aus – die Widerstandskraft und Stabilität unserer Psyche. Menschen unterscheiden sich in ihrer psychischen Resilienz. Neben angeborenen genetischen und biologischen Unterschieden, gehen diese Unterschiede ganz wesentlich auf die Lebens- und Lernerfahrungen zurück, die in Kindheit und Jugend gesammelt werden – vor allem auf solche, die mit anderen Menschen gemacht werden. Sie bilden und prägen die neurobiologische und physiologische Grundlage der kindlichen Psyche und wirken bis in das Erwachsenenalter hinein.

Nähe – Kontakt und Interaktion mit den Menschen des direkten sozialen Umfeldes wirken sich somit unmittelbar auf die kindliche Psyche und ihre gesamte Entwicklung aus. Fürsorge, soziale Responsivität und Resonanz sind die *Nahrung* der kindlichen Psyche und Grundlage für ihre Widerstandskraft. Fehlt diese *Nahrung* oder ist nicht verlässlich zugänglich, stellt dies ein erhöhtes Entwicklungsrisiko auch für die Entwicklung psychischer Auffälligkeiten bei Kindern dar. In diesem Sinne sind frühe Vernachlässigungs- und/oder Gewalterfahrungen, akute und chronische Traumatisierungen, schwerwiegende Bindungsstörungen und nicht selten elterliche psychische Erkrankungen, einschließlich Abhängigkeitserkrankungen, als erhebliche Gefährdungen und Risiken für die psychische Entwicklung von Kindern zu verstehen. Auch der sozioökonomische

Digitale Resonanz?

Was kann ein resonanzpädagogischer Blick auf digitalen Religionsunterricht lehren?

Der Autor

Bruno Strnad unterrichtet am Wilhelmi-Gymnasium Sinsheim Katholische Religionslehre und ist Lehrbeauftragter am Seminar für Ausbildung und Fortbildung der Lehrkräfte Heidelberg.

Unterricht in Präsenz ist durch digitalen Online-Unterricht nicht zu ersetzen. Nach mehreren Monaten der Schulschließung im Jahr 2020 dürfte über diese Einsicht ein breiter Konsens bestehen, dem sich auch diejenigen anschließen, die in digitalen Unterrichtsformen große Potenziale entdecken und diese weiterentwickeln wollen. Wer nun fragt, was dem Online-Unterricht denn fehlt bzw. was ihn vom Präsenzunterricht unterscheidet, bekommt eine Reihe intuitiv guter und richtiger Antworten. Vor allem die sozialen Aspekte des Lernens werden an erster Stelle genannt. Auch wenn es zuversichtlich macht, dass die Intuition unter Lehrkräften noch gut ausgebildet ist, reichen doch intuitiv zutreffende Aussagen nicht aus, will man der Situation erneuter Einschränkungen des Präsenzunterrichts und des Ausweichens auf digitale Formate institutionell und konzeptionell begegnen. Dazu braucht es pädagogische und didaktische Konzepte. Diese lassen sich jedoch erst schlüssig entwickeln,

wenn geklärt werden kann, was denn die eigentliche Qualität des Präsenzunterrichts ausmacht, die digital nicht zu bewerkstelligen ist. Das Theoriemodell der *Resonanz* als einer *Soziologie der Weltbeziehung* von Hartmut Rosa¹ eignet sich für diesen ersten erkundenden Schritt aus mehreren Gründen. Beschreibt es doch zum einen unsere Beziehungen zur Welt bzw. zu Weltausschnitten in interdisziplinären Perspektiven, ohne die sich darin zeigenden normativen Gehalte zu verschweigen. Zum anderen hat sich Rosa in Zusammenarbeit mit Praktikern dem Bereich Schule und Bildung explizit zugewandt und Grundzüge einer Resonanzpädagogik² herausgearbeitet. Daher soll hier zunächst das Modell der Resonanz in Grundzügen dargestellt und auf seine Relevanz für Bildung, Schule und Unterricht geprüft werden. In den anschließenden Thesen wird vor allem der Religionsunterricht in den Blick genommen. Vor allem auf ihn hin werden einige sich aus den Thesen ergebende praktische Anregungen formuliert.

Um den besonderen Ansatz von Resonanz in den Blick zu bekommen, ist es hilfreich, sich die in der Spätmoderne in westlichen Gesellschaften vorherrschenden Beziehungen von uns Menschen zur Welt vor Augen zu führen. Diese sind geprägt durch Aneignung, Nutzbarmachung und Beherrschung. Die dafür erforderlichen Mittel lassen sich im weitesten Sinne als Kompetenzen beschreiben. Da die Folgen dieser Weltbeziehungen unübersehbar sind und als globale Krise wahrgenommen werden, wird wiederum der Ruf nach speziellen Kompetenzen zur Bewältigung dieser Krise³ umso lauter. Das grundsätzliche Paradigma dieser Weise der Weltbeziehung wird dadurch aber nicht verlassen. Es stellt sich daher die Frage, ob unsere Beziehungen zur Welt nicht auch auf eine grundsätzlich andere Weise beschreibbar sind, ohne dabei in die Falle eines romantisierenden *Zurück* zu geraten oder ideologisch den Dystopien das Bild einer heilen Welt entgegenzustellen. Mit dem Konzept von Resonanz

1) Rosa, Hartmut: Resonanz : Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin 2016.
 2) Rosa, Hartmut/ Endres, Wolfgang: Resonanzpädagogik : Wenn es im Klassenzimmer knistert. Weinheim 2016.
 3) So betont auch die Definition von Weinert, „bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können“. Weinert, Franz E. (Hg.): Leistungsmessungen in Schulen. Weinheim und Basel 2001, S. 27f.